

# Der Schlüssel.

Roman von Heinrich Lee.

## II. Fortsetzung.

Der bide Teppich hatte die Schritte des Herannahenden so gedämpft, daß Gertrude nichts davon gewahrt worden war. Auch hatte diese Stimme für ihn einen Klang, als wenn er sie schon einmal irgendwo vernommen hätte. Er blinzelte zu dem Sprecher auf. Es war ein Herr, schlank, jung, mit einem hübschen und sympathischen Gesicht, das ein stotter brauner Henri quaterierte. Beide Männer sahen sich jetzt an.

„Der Graf Brodau?“ fragte der fremde Herr froh überrascht. „Mein Name ist Delancourt. Ich habe schon einmal vor einigen Jahren die Ehre, in Montreux.“

Auch Gertrude stand auf. Ein Blick auf dieses Gesicht und er hatte es sofort wieder erkannt. Wie hätte er es auch vergessen können. Das Gesicht des Mannes, der ihm seinen Glauben an die Menschheit, der ihm sein Glück gerahmt hatte. Unvergesslich hatte er sich in Verbindung mit jenem nachlässigen Vorgang, mit jenem Gram in seiner Erinnerung gegossen. Und nun stand dieser Mann vor ihm. Das Schicksal wollte, daß er nicht eher in jenes Land, aus dem er sich keine Rückkehr mehr erwartete, als bis es ihm diesen Mann noch einmal gegenübergestellt hatte. Diesen Mann — seinen Todfeind! Hier hast du ihn! Ich überlebe ihn deiner Rache!“

„Hörte eine Stimme ihm zu. „Sterben willst du? Aber dann soll er mit dir sterben. Und er zuckt! Wirst ihm eine Belästigung in das Gesicht! Er wird dich zum Zeitkampf fordern und du kannst die Pistole auf ihn richten. Dein ist der erste Schuß und du wirst ihn treffen. Warten ins Herz!“

„Zwei, drei Sekunden waren es nur, während ihm diese Gedanken durchkreuzten, und schon war sein Plan gefaßt. „Nicht! Herr Delancourt!“ antwortete Gertrude.

„Wie sehr es mich freut, Sie wiederzusehen, Herr Graf.“ sagte Herr Delancourt artig und liebenswürdig. Welche schöne Zeit das damals war. Ich erinnere mich, daß Sie uns damals ganz plötzlich verließen, sozusagen über Nacht. Wenn ich nicht irre, waren Sie zur Erholung in Montreux, gerade wie ich. Hoffentlich ist Ihnen der Aufenthalt auch so gut bekommen wie mir?“

Richtig hatte Herr Delancourt seinen alten Badebekannten die Hand gedrückt, was dieser aber nicht zu gemerkt schien. „Ich wünsche diese Unterhaltung mit Ihnen abzubrechen, mein Herr!“ verzichtete Gertrude in kaltem Tone.

Herr Delancourt wurde bloß. Die ausgebreitete Hand ließ er sinken. „Dann nach einer Pause sagte er: „Ich bedauere, wenn Herr, wenigstens noch eine Erklärung darüber fordern zu müssen, was diese Belästigung zu bedeuten hat.“

Gertrude überlegte, ob er dem Herrn überhaupt eine Antwort geben oder nicht vielmehr alles weitere seinem Zeugen überlassen sollte, denn dieser ihm nun sicher schiden würde. Aber ein Dämon packte ihn. Erst wünschte er ein Gespräch mit diesem Menschen zu haben. Sein eigener Mund sollte ihm den Vorgang jener Nacht bestätigen.

„Dah ich Sie für einen traurigen Menschen halte, mein Herr“, entgegnete Gertrude. „Oder welches Prädikat verdient nach Ihrer Meinung ein Mann, der ein vorher vielleicht unbescholtene junges Mädchen von dem Herkommen dazu verleitet, ihm bei Nacht ein Stillschneid zu gewähren?“

„Nachfolgendes Erkennen malte sich auf Herrn Delancourts Gesicht. Ja, er schien jetzt an dem gesunden Menschenstand seines Belästigers zu zweifeln.“

„Und dieser Mann soll ich sein?“ fragte er endlich. „Sie leugnen es. Doch das ist schon aus Rücksicht auf die betreffende Dame ja natürlich. Es macht Ihrer Discretion nur alle Ehre.“

„Auch immer drückte sich die höchste Verwunderung in dem Antlitz des Franzosen aus. „Wo soll dieses Stillschneid stattgefunden haben, wenn Sie mir das wenigstens erklären wollen?“

„In Montreux.“

„Und mit wem?“

„Damit Sie sehen, daß ich vollkommen unterrichtet bin, denn ich würde sonst den Namen dieses jungen Mädchens nicht nennen, mit Fräulein von Lpd.“

„Fräulein von Lpd?“

„Sie werden mir erwidern, daß Ihnen dieser Name vollkommen unbekannt ist?“

„Keineswegs. Ich erinnere mich der jungen Dame und ihrer Mutter noch sehr genau. Ich hatte ja damals die Ehre, mit den Damen zu verkehren und ich habe ihnen oft genug Gesellschaft geleistet, zumal ich mich durch die Liebenswürdigkeit der Damen, durch Fräulein von Lpd's Gemüt und ihr reizendes kindliches

Wesen in hohem Maße angezogen fühlte.“

„Das legiere also wenigstens geben Sie zu?“ höhnte Gertrude.

„Es ist alles, was ich Ihnen zugeben habe, mein Herr. Da ich nun aber von Ihnen erfahre, um welche Dame es sich handelt — eine Dame, die ich kenne, vor der ich zu förmlich aus einem bestimmten Grunde die größte Hochachtung hege — und mit der Sie mich in einen solchen Verdacht verwickeln, so betrachte ich es jetzt meinerseits als Pflicht, Rechenschaft für die infame Beschuldigung zu verlangen, die Sie gegen sie erheben.“

„Das soll geschehen,“ lachte Gertrude mit großer Befriedigung. „Eines Abends oder vielmehr, es hatte schon Mitternacht geschlagen — ich will um ihr Gedächtnis zu fächeln, nach Möglichkeit genau sein und deshalb auch hinzusetzen, daß es in der Nacht vor meiner Abreise war, an die Sie sich ja noch so deutlich erinnern — in dieser Nacht also führte mich der Zufall an dem Hause vorbei, in dem die beiden Damen wohnten. Ich sehe aus dem Garten zwei Gestalten sich dem Gitter nähern — eine männliche und eine weibliche, die letztere im Nachhinein. Hässlich schmeigete sie sich aneinander — wie das nur Liebhaberpaare tun. Endlich öffnet sich die Tür, die beiden nehmen voneinander Abschied. Der Mann war ein Sie, die Dame Fräulein von Lpd. Und nun, mein Herr, werden Sie mir sagen, daß ich wahr gesprochen habe.“

„Aber nein!“

„Mit Erstaunen gewahrte Gertrude, wie Herr Delancourts Gesicht sich jetzt in ein belustigtes Lächeln veränderte.“

„Sie räumen also unumwunden ein, daß es keine Täuschung von mir war, daß Sie und Fräulein von Lpd in der Tat dieses Paar gewesen sind?“

„Warum sollte ich das in Abrede stellen, da ich Ihnen und jedermann, das es wissen will, doch eine sehr harmlose Erklärung darüber geben kann? Ich schlage aber vor, daß wie solange Sie mich nicht vollständig angehört haben, unsere Freundschaft einstellen und uns sehen.“

Selbst in der Ironie, mit der Herr Delancourt diese Worte sprach, verlegnete sich seine ihm eigentümliche Kränklichkeit nicht. Verdüßte sah Gertrude, wie er gemächlich an seinem Tisch Platz nahm, und unwillkürlich folgte er seinem Beispiel.

„Sie werden bei jener nächsten Szene außer Fräulein von Lpd und meiner Person auch noch einen Hund in unserer Gesellschaft wahrgenommen haben“, begann Herr Delancourt.

„Allerdings,“ mußte Gertrude bestätigen. „Einen Hund?“

„Er ist ein kleiner, weißer, sehr hübscher Hund, der sich sehr lieb hat. Ich habe ihn in Montreux gesehen, und da er mich in der Nacht ein Stillschneid zu gewähren?“

„Ich weiß nicht, ob Sie sich im übrigen dieses Hundes, eines Bernhardiners, der den Namen eines Eigentum gehörte, noch erinnern?“

„Ganz genau!“

Eine fieberhafte Spannung hatte Gertrude erfaßt.

„Dieser Hund wird Ihnen den Schlüssel zu dem Vorgang geben, der Fräulein von Lpd vor Ihnen in einem so entwürdigenden Lichte erscheinen läßt. In dem Hause, in welchem die Damen logierten, war auch ein Freund von mir abgestiegen, ein Weinhandler aus Bordeaux. Er wollte sich ebenfalls nach einem Erholungsort begeben, und da er mich in Montreux wußte, so suchte er also meine Gesellschaft auf. Ich hatte ihm vorgeschlagen, in meinem Hotel Logis zu nehmen, aber er war sehr ruhebedürftig, und so zog er es vor, sich ein Privatquartier zu suchen, das er in gewöhnlicher Weise auch zufällig gerade in dem Hause, in dem Frau von Lpd mit ihrem Töchterchen wohnte, fand.“

Den Abend hatten wir zusammen am Seeufer verbracht, und er verlangte von mir, daß ich mit ihm noch nach seiner Wohnung komme sollte. Der Wein, den man ihm in Montreux aufschickte, schmeckte ihm nämlich nicht, und er hatte sich von Hause eine Flaschenabgabe kommen lassen, die gerade an diesem Tage eingetroffen war. Er ließ mich mit mir ab, ich mußte noch an diesem Abend die Sendung probieren. Daß ich meinen Widerstand endlich aufgab, denn der Tag hatte mich schon ziemlich müde gemacht, das hatte ich glücklicherweise nicht zu bereuen. Es war ein prachtvolles Hochgenuss, das wir tranken, ein erstes Glas, ein voller herber Haut-Wein, dessen Geschmack mir noch heute, nach mehr als zehn Jahren, unvergessen auf der Zunge liegt. Wir hatten wohl drei oder vier Flaschen getrunken, als ich merkte, daß es fast Mitternacht geworden war. Wenigstens noch auf

eine Flasche sollte ich bleiben, drängte mein Freund, aber der schwere Wein war mir und wohl auch ihm schon ein wenig in den Kopf gestiegen — kurz, ich bestand auf meinem Aufbruch. „Jetzt noch die verewigliche Treppe hinunter!“ gähnte mein Freund und suchte nach dem Schlüssel. „Denn er hatte mir noch das Haus und die Gittertür zu öffnen.“

„Deshalb brauchst Du doch nicht mitzugehen!“ sagte ich zu ihm, „gib mir den Schlüssel, ich werde mich schon selber aufschließen, morgen gebe ich ihn Dir zurück.“ Er gibt ihm mir, wir verabschieden uns, ungehindert komme ich aus dem Hause, durchschneide den nächtlich stillen, mondbeschienenen Garten und will nun die Gittertür öffnen, aber der Schlüssel scheint nicht zu passen. Sollte mein Freund, weil er vielleicht nicht mehr ganz nüchtern war, ihn verwechselt haben? Ich probiere noch ein paarmal, da höre ich einen Hund anjaulen, und sehe nun in der Dunkelheit — denn der Mond hatte sich inzwischen versteckt — ein mächtiges Tier auf mich zugehen. Sprangen unter erneuertem Bellen herum, er mich an, legt mir die Vorderpfoten auf die Schulter, ich sehe ganz dicht seine funtelnden Augen vor mir, und merke, wie es mit noch von ihm erregt war, wenn ich jetzt nicht in meiner Nähe eine leise, aber dringliche, energiegelbe Stimme hätte vernommen lassen: „Aber, Roy! Wirst du wohl still sein! Du böser Hund! Schämst du dich nicht!“ Als hätte der Hund jedes Wort verstanden, so läßt er im Augenblick von mir ab, wird ganz ruhig, und ich sehe im weichen Nachtwind eine Gestalt vor mir stehen, in der ich bei der herrschenden Dunkelheit Fräulein von Lpd erkenne.

Noch einmal erteilt sie dem Hund einen lächeligen Verweis, worauf er sich nun ganz still und vernünftig zu ihren Füßen kuschelt, und sagt zu mir in verhaltenem Tone: „Sie sind es, Herr Delancourt? Gott sei Dank, ich habe schon Angst gehabt. Aber was machen Sie hier?“ Ich gehe ihr Bescheid, woher ich komme, daß ich die Tür aufschließen wollte, und daß ich wahrscheinlich einen falschen Schlüssel dazu habe. „Und da hat der Burche gedacht, daß Sie ein Dieb oder Einbrecher sind“, unterbricht mich Fräulein von Lpd. „Entschuldigend Sie niemals. Ich kann mir auch gar nicht erklären, wie er in den Garten kommt. Er hat seine Schlüssel im Hof im Gestall, da ist vielleicht die Tür offen geblieben. Er ist so sehr leichtgläubig und so sehr sehr misstrauisch, besonders nachts. Wenn ich Sie mit ihm allein ließe oder wenn ich nicht so freundlich mit Ihnen sprechen würde, er würde von neuem laut werden und Sie angreifen. Sie sehen ja, wie er gar nicht die Blide von Ihnen läßt. Und welchen Schreck er mir eingejagt hat. Meine Mutter ist ernstlich erkrankt, ich wache bei ihr, und der Arzt hat ihr als Hauptfache absolute Ruhe verschrieben. Jetzt schläft sie, Gott sei Dank. Um ein Haar hätte sie mich getötet. Aber Sie wollen hinaus. Wissen Sie was? Ich hole Ihnen unseren Schlüssel, wir wohnen parterre, das geht rascher, als wenn Sie erst noch einmal zu Ihrem Freunde zurück müssen. Warten Sie hier, ich bringe Ihnen den Schlüssel sogleich. Kommi, Roy!“

(Fortsetzung folgt.)

## Der Gipfel der Herrlichkeit.

Der bekannte Schriftsteller und Dichter G. H. Cesterton, heute neben Schov der geistreichste Mann des vereinigten Königreichs, leidet an einer schwer zu überwindenden Herrlichkeit, so daß ihn seine Frau auf allen Reisen begleitet. Eines Tages, als er wieder einmal eine seiner beliebten Vorlesungen halten sollte, war Mrs. Cesterton im letzten Augenblick verhindert, den lustigen Denker bei den Kleinigkeiten des täglichen Lebens zu unterstützen, und entließ ihn besorgt mit der ängstlichen Frage: „Nun Gilbert, weißt du auch, wo du deine Vorlesung zu halten hast und worüber?“ Cesterton nickte und begab sich nach dem Bahnhof, wo er ein Billet verlangte. „Wohin?“ fragte der Beamte. „Free Trade Hall,“ antwortete der Dichter. „Wohin ist das Glasgow?“ fragte der andere, der in dieser Stadt einen also benannten Saal kannte. Befriedigt nahm Cesterton das Billet und fuhr nach Glasgow; doch als er dort ankam und mit einer Drofschne nach dem Establishment fuhr, ergab es sich, daß der Saal gerade renoviert wurde, daß Arbeiter darin waren und niemand etwas von einer Vorlesung Cesterton's wußte. Verzweifelt begab er sich nun auf die Post und telegraphierte an seine Frau: „Ich bin hier. Wo muß ich sein?“

— Unterschied. Ein Professor erzählte in einer Gesellschaft, daß die Erde wahrscheinlich in 70 Millionen Jahren kein lebendes Wesen mehr tragen würde.

„In wieviel Jahren?“ fragte eine etwas schwärzliche alte Dame. „In 70 Millionen Jahren“, wiederholte er.

„Gott sei Dank, ich verstand sieben Millionen.“ antwortete die berühmte Dame.

## Die Dichterrunde.

Von Eberth Weid.

„Gott behüte!“ sagte der Chefredakteur und stopfte das ungeliebte Gedicht nachdrücklich in den verschwiegenen Reichtum des Papierkorbs. „Gott behüte, von dem Kopfen wird unsere Zeitung gerade etwas bringen.“

Und damit war bei ihm dieses Gedicht vergessen. — Der Dichter Eberth A. Lytle kam aus dem Redaktionsbureau des „Morgenkurier“, und eine große kleine Hoffnung glomm in seiner Brust. Der Chefredakteur hatte versprochen, das Gedicht durchzulesen, und wenn es gut sei, so werde es ihm ein Vergnügen sein, es zu veröffentlichen.

Und gar war das Gedicht. Das wußte Eberth A. Lytle. — Aber es vergingen Tage und Wochen. Es nützte nichts, daß er jeden Morgen zu dem Breitergängen, wo der „Morgenkurier“ ausging, das Gedicht ersahen nicht. Und Eberth A. Lytle ging kein auf seine Rede zu seinem Kunden Brot. Das Haar hing ihm lockig und ungeordnet über die Ohren und den Wangen herab, und seine wasserblauen Augen schimmerten noch mehr als sonst vor Enttäuschung und Verzweiflung.

Denn hinter all diesem Haar und diesen allzu hellen, garstigen Augen verbarg sich wirklich nicht wenig Talent. — Aber wer konnte das wissen!

„Das Gedicht ist wirklich gut!“ erklärte Benjamin Graf, der gleichfalls Dichter und schon ein wenig bekannt war. Wenigstens in den Cafés. Und er las wieder ein paar Zeilen von Eberth A's Langhymne — und konstatierte ärgerlich für sich selbst, daß das schlechtweg nicht hätte schreiben können.

„Freilich ist das Gedicht gut!“ räumte Eberth A. ein. „Ich glaube nur nicht, daß es irgendwas anbringen kann. Mein Name ist nicht bekannt genug.“

„Ja, das ist schwierig!“ sagte Benjamin und wurde nachdenklich. „Hör mal!“ fuhr er dann fort. „Ich hab' eine Idee! Denn ich nehme an, dir liegt augenblicklich mehr an Monaten als an Ruhm!“

„Das wußt, ich hab' bald nichts mehr zu verlegen“ gab Eberth zu. „Na also!“ Wenn du nichts dagesagen hättest, daß ich das Gedicht mit meiner Handschrift ins reine schreibe und meinen eigenen Namen darunter setze, würde die Sache leichter sein. Ich habe schon einen Namen, und ich kenne einen Redakteur am „Morgenkurier“!

„Nach, was du willst!“ feuerte Eberth. „Ich pflege mit der Zeit auf den Ruhm!“

„Das Gedicht ist tatsächlich gut!“ erklärte der Redakteur. „Ich werde tun, was ich kann, damit es morgen erscheint!“

Sie saßen im Café bei einem Abschied. „Hör mal!“ sagte der Redakteur nach einer Weile. „Du könntest mit einem verflucht großen Gefallen tun!“

— „Nun?“

„Stieh mal, ich sitze augenblicklich nicht ganz fest im Sattel bei meiner Zeitung. Der Chefredakteur redet schon davon, ich schreibe zu einseitig. Und da hab' ich eine Idee. Wenn ich dieses Gedicht für mein eigenes ausgeben dürfte, es mit meiner eigenen Schrift neu schreibe, verleihe ich, und meinen Namen darunter setze, dann würde das dem Chefredakteur sicher nicht wenig imponieren. Für Gedichte haben wir bei unserer Zeitung ja gerade ein recht großes Publikum. Frühlingsgedichte, ein bißchen rührende Stimmung und dergleichen.“

„Ja!“ sagte Benjamin. „Natürlich ist es ein Freundschäftsdiens, den du mir erweist — und die Sache bleibt unter uns. Du kriegst natürlich das Honorar — und für deinen Ruhm kannst du ja anderweit sorgen.“

„Meinetwegen! Aber dann bestellst du wohl noch einen Abschnitt!“

„Das ist wirklich ein gutes Gedicht!“ sagte der Chefredakteur zu dem Redakteur, „besseres Sie sich auch mit Dichten? Wer hätte das von Ihnen gedacht! — Ja, ja! Es wird morgen erscheinen. Wir wollen mal sagen. Sie bekommen fünfzig Dore für die Zeile! Das macht gerade sechzehn Kronen.“

„Vielen Dank!“ erwiderte der Redakteur.

Am nächsten Tage trafen sich Benjamin und der Redakteur im Café, um sich an dem Gedicht zu erfreuen. — „Es sieht gut!“ sagte Benjamin.

„Es sieht gut! — Es sieht zweifelsfrei!“ gab der Redakteur zu. „Aber er wollte nicht mehr als zwölf Kronen dafür geben!“

„Zwölf Kronen sind auch Geld!“ konstatierte Benjamin. — „Ja, gebe einen Kognak!“ — „Schön!“

„Es ist gelungen!“ sagte Benjamin zu Eberth A. — „Du hast's wohl gesehen? Aber der Redakteur, der übliche Kerl, hat zur Bedingung gemacht, daß ihm die Ehre und mir das Honorar zufiele. Dir kann es wohl gleichgültig sein, welcher Name

darunter steht, wenn es doch nicht dein ist.“

„Total gleichgültig!“ feuerte Eberth. „Aber hast du das Honorar geerbt?“

„Hier ist es. Es sind nur acht Kronen dabei herausgekommen. Natürlich viel zu wenig für so ein gutes Gedicht!“

„Acht Kronen ist viel Geld!“ meinte Eberth. „Aber weicht du mal! Ich finde, wir sollten sie teilen.“

„Nein und nimmer!“ beteuerte Benjamin. „Du bist bedürftiger als ich — und ich gönne sie dir von Herzen.“

Eberth schrieb Gedichte, Benjamin beförderte sie, der „Morgenkurier“ druckte sie, und der Redakteur schrieb schönen Namen darunter und wurde bewundert.

Eberth verdiente gut, Benjamin und der Redakteur noch besser. Und so verließ alles aufs schönste und netteste, als eines Tages ein berühmter Mann im Lande starb.

„Wir müssen ein Gedicht bringen!“ erklärte der Chefredakteur dem Redakteur.

„Sie sollen es zu heute abend erhalten“, sagte der Redakteur.

Im Café traf er Benjamin. Der Chefredakteur hat mich gebeten, ein Gedicht auf den berühmten Mann, der gestorben ist, zu schreiben!“ erzählte er. „Wann kannst du's mir liefern?“

„Sagen wir mal: in drei Stunden! Dann treffen wir uns hier wieder!“ — „All right!“ Und sie trennten sich.

Benjamin fuhr mit der Straßenbahn stracks zu Eberth A. hinaus. „Du mußt sofort ein Gedicht schreiben!“ sagte er zu ihm. „Auf den berühmten Mann, der gestorben ist.“

Und Eberth tauchte seine Feder ein und raufte sich zwei Stunden lang die Haare.

„Nun hör zu!“ sagte er dann. „Der Tod, er legt die harte Hand — auf alle, denen das Leben gegeben; — auf die, die sich nicht erheben an Leben.“

„Und so weiter. Im ganzen waren es sechs Strophen.“

„Zum Donnerwetter, genau so muß es sein!“ erklärte Benjamin. „Aber jetzt muß ich mich beileben! Hab' ich schon Dank! Und gib mir ein Stück Papier, damit ich es gleich ins Reine schreiben kann.“

Und das Gedicht machte seinen Kreislauf.

„Da haben Sie ein recht gutes Gedicht geschrieben!“ sagte der Chefredakteur zum Redakteur. Er kam aus seinem Privatstübchen und ließ das Manuskript zwischen Daumen und Zeigefinger nippen. — „Es ist, weiß Gott, genau so, wie es sein muß!“

„Es freut mich sehr, daß das Gedicht Ihnen gefällt“, erwiderte der Redakteur bescheiden.

„Ja, es gefällt mir!“ nickte der Chefredakteur. — „Und wissen Sie, was ich finde? Ich würde Wert darauf legen, daß dieses Gedicht die offizielle Huldigung unserer Zeitung und den großen Toten bildet, und die darum schlage ich Ihnen vor, daß ich — als Chefredakteur des „Morgenkurier“ — meinen Namen unter das Gedicht setze.“

„Aber natürlich!“ sagte der Redakteur mit einer Verbeugung. „Selbstverständlich bleibt es unter unter uns! Sie können das Honorar sofort von mir persönlich bekommen.“

„Bitte schön!“ Ich habe doppeltes Honorar bekommen!“

„Auf den Dank!“

„An demselben Abend traf er Benjamin im Café. „Die Sache hängt nun bald an, spösig zu werden!“ sagte er. „Der Chefredakteur fand das Gedicht so gut, daß er verlangte, seinen eigenen Namen darunter zu setzen, und damit ich den Mund halten sollte, gab er mir doppeltes Honorar.“

„I du Altmächtiger!“ rief Benjamin. „Da sollten wir uns eigentlich ein Butterbrot bestellen.“

„Bitte schön! Hier sind zehn Kronen. Doppeltes Honorar!“ sagte Benjamin später am Abend zu Eberth A. Der Chefredakteur war oben drein so begeistert von dem Gedicht, daß er verlangte, daß sein eigener Name darunter gesetzt würde.“ — Da lachte Eberth dionysisch.

„Darüber könnte man ja beinahe eine Geschichte schreiben! Aber es wäre eine Sünde, den Gesichtsbedruck zu stören, solange er so gut funktioniert!“

Am Tage darauf sahen Benjamin und der Redakteur im Café und hatten ihre Freude an dem Gedicht, das dreifach auf der Vorderseite der Zeitung unter dem Bilde des berühmten Mannes gedruckt war, als Eberth A. eintrat — selb in dem Bewußtsein, bare zehn Kronen zu besitzen.

Und er bestellte einen Abschnitt. Denn nun wollte er sich als richtigen Dichter fühlen! Als so einen, den man geradezu im Verdacht haben konnte, daß er in Paris gewesen sei.

„Gott soll mich behüten!“ sagte der Redakteur, als er ihn bemerkte. „So ein Affe!“

Benjamin und Eberth begrüßten einander lächelnd.

„Kennst du den?“ fragte der Redakteur.

„Ja, der ist Eberth A. Lytle. Er schreibt auch Gedichte!“

„Gottgott, der Vernunft! Meint er, daß das Haar es macht? — Ist er verheiratet?“

„Nein, das ist er, weiß Gott, nicht!“

„So ein Glück! Hol' ihn her, damit wir ein bißchen mit ihm treiben! So ein Affe!“

Die drei Dichter saßen beieinander und unterhielten sich über das Gedicht im „Morgenkurier“, als der hohe Chefredakteur der Zeitung durch die Schwirrgänge eintrat.

Er begrüßte seinen Mitarbeiter freundlich — und dann fiel sein Auge auf Eberth's enorme Haarmenge.

„Ah, guten Tag!“ sagte er zu ihm. „Nichtig. Sie waren bei mir mit einigen Gedichten! Leider hab' ich keine davon vermerken können.“

„Nein!“ fuhr er fort und schlug mit der flachen Hand auf den „Morgenkurier“, der ausgebreitet auf dem Tisch lag. — „Wenn Sie einmal so ein Gedicht schreiben können wie das hier, das ich heut' in der Zeitung veröffentlicht habe, dann können Sie zu mir kommen.“

„Ja, das wird allerdings noch ein paar Jahre dauern!“ meinte Eberth bescheiden.

Und die drei Dichter lächelten dem Chefredakteur anerkennend zu, der — als vierter Dichter über ihnen allen — beschuldigend wieder lächelte — und langsam seinen Weg durch das Cafelokal fortsetzte.

## Die Pflege der Kinder.

Bevorstehende lehrreiche Ausstellung in Breslau.

In den imposanten und großzügigen, von der Stadt Breslau im Gedächtnisjahr 1913 erbauten Ausstellungshallen wird im Mai 1915 „Das Kind“ seinen Einzug halten und mit allem, was zu ihm gehört, die 56 Säle ausfüllen. Nicht dem Zuge der Zeit folgend, in der jede Ausstellung eine Beziehung zum Kind zu finden sucht, sondern gedrängt von der Erkenntnis der Wichtigkeit einer gesunden Zukunft unserer Völkchen, soll in etwa 20 Abteilungen alles zu anschaulicher Darstellung gebracht werden, was die körperliche und geistige Erziehung der Jugend von der frühesten Kindheit bis zur Säuglingszeit und noch in den Lehrjahren bedingt und fördert. Die modernen Probleme der Erziehung und Pädagogik werden eine eingehende und trotz der Schwierigkeit der Fragen eine allgemein verständliche Veranschaulichung finden, wie denn überhaupt durchgängig allen Abteilungsleitern als erstrebenswerter Grundgedanke vorzuziehen, die strengste Wissenschaftlichkeit mit der volkstümlichsten Darstellung zu verbinden nach dem Vorbilde der in der Dresdener Hygieneausstellung durchgeführten Prinzipien. So werden die heutigen Kenntnisse der körperlichen und geistigen Entwicklung des Kindes — die Anatomie, Physiologie und Psychologie — eine plastische Gestalt gewinnen, so werden die Forderungen der Wissenschaft auf dem Gebiete der Säuglingsernährung mit eindringlicher Deutlichkeit die Vorzüge der natürlichen Brust- und die Gefahren der unnatürlichen Kuh- resp. Tiermilcherzeugung aufgezeigt.

Eine große Breite wird das Kapitel „Schule“ einnehmen, und von allen staatlichen und kommunalen Behörden, von allen Wohlfahrtsanstalten reichlich unterstützt, wird die soziale Fürsorgefähigkeit des modernen Staates zur Darstellung gebracht werden. Das kindliche Spiel und die Beschäftigung des Kindes, die Handfertigkeits- und Werkstättenfähigkeit als Vorstufe für den späteren Beruf, Turnen, Sport und sonstige körperliche Ausbildung werden im weitesten Rahmen vorgeführt werden. Aber nicht nur die Stufen des kindlichen Lebens sollen gezeigt werden, nein, die Schädigungen durch Kinderarbeit, das Elend der Waisen, die Ursachen der immer noch überaus hohen Säuglingssterblichkeit sollen ohne Beschränkung aufgedeckt werden, wie denn überhaupt die Verberterung auch des hässlichen und ungemächlichen eine warnende Belehrung geben und den Weg zum Besseren und Guten zeigen soll.

Neben dem normalen und gesunden Kinde wird in großen Abteilungen auch das körperlich und geistig trankente Kind weitest Berücksichtigung finden, werden die Schädigungen durch Alkohol, Kurpfuscherei und Übergläubigen dargestellt werden. Ein gleichfalls hohes Interesse werden die wunderbaren und seltenen Objekte der kulturhistorischen und völkertundlichen Abteilung und der anthropologischen Sammlung bieten, und den Schönheitsplan befriedigen soll die umfassend geplante Abteilung „Kind und Kunst“, in der das Kind als Objekt der Kunst möglichst in Originalmalereien der Meister aller Zeiten und Völker und als selbsttätiger Künstler gezeigt werden soll. Ein weiterer Raum wird einen Lesesaal bilden, der neben der Literatur über

## Unsere Schnittmuster - Oeferte

Jedes Muster 15c

Schürzenleid für die Handarbeit. No. 8853.

Die praktisch dieses Schürzenleid für die hohe Jahreszeit ist, wo selbst die besten Hausfrauen erlangen mühen, während der Sommer sich als unzureichende Kleidung erweist, ist an der Modifikation ersichtlich. Die in Sommerform geschnittene Blouse ist mit der eigentlichen Schürze durch den Gürtel und aufgesetzten Leib, der die Befestigung der weiten



„Ah, guten Tag!“ sagte er zu ihm. „Nichtig. Sie waren bei mir mit einigen Gedichten! Leider hab' ich keine davon vermerken können.“

„Nein!“ fuhr er fort und schlug mit der flachen Hand auf den „Morgenkurier“, der ausgebreitet auf dem Tisch lag. — „Wenn Sie einmal so ein Gedicht schreiben können wie das hier, das ich heut' in der Zeitung veröffentlicht habe, dann können Sie zu mir kommen.“

„Ja, das wird allerdings noch ein paar Jahre dauern!“ meinte Eberth bescheiden.

Und die drei Dichter lächelten dem Chefredakteur anerkennend zu, der — als vierter Dichter über ihnen allen — beschuldigend wieder lächelte — und langsam seinen Weg durch das Cafelokal fortsetzte.

Benjamin und Eberth begrüßten einander lächelnd.

„Kennst du den?“ fragte der Redakteur.

„Ja, der ist Eberth A. Lytle. Er schreibt auch Gedichte!“

„Gottgott, der Vernunft! Meint er, daß das Haar es macht? — Ist er verheiratet?“

„Nein, das ist er, weiß Gott, nicht!“

„So ein Glück! Hol' ihn her, damit wir ein bißchen mit ihm treiben! So ein Affe!“

Die drei Dichter saßen beieinander und unterhielten sich über das Gedicht im „Morgenkurier“, als der hohe Chefredakteur der Zeitung durch die Schwirrgänge eintrat.

Er begrüßte seinen Mitarbeiter freundlich — und dann fiel sein Auge auf Eberth's enorme Haarmenge.

„Ah, guten Tag!“ sagte er zu ihm. „Nichtig. Sie waren bei mir mit einigen Gedichten! Leider hab' ich keine davon vermerken können.“

„Nein!“ fuhr er fort und schlug mit der flachen Hand auf den „Morgenkurier“, der ausgebreitet auf dem Tisch lag. — „Wenn Sie einmal so ein Gedicht schreiben können wie das hier, das ich heut' in der Zeitung veröffentlicht habe, dann können Sie zu mir kommen.“

„Ja, das wird allerdings noch ein paar Jahre dauern!“ meinte Eberth bescheiden.

Und die drei Dichter lächelten dem Chefredakteur anerkennend zu, der — als vierter Dichter über ihnen allen — beschuldigend wieder lächelte — und langsam seinen Weg durch das Cafelokal fortsetzte.

Benjamin und Eberth begrüßten einander lächelnd.

„Kennst du den?“ fragte der Redakteur.

„Ja, der ist Eberth A. Lytle. Er schreibt auch Gedichte!“

„Gottgott, der Vernunft! Meint er, daß das Haar es macht? — Ist er verheiratet?“

„Nein, das ist er, weiß Gott, nicht!“

„So ein Glück! Hol' ihn her, damit wir ein bißchen mit ihm treiben! So ein Affe!“

Die drei Dichter saßen beieinander und unterhielten sich über das Gedicht im „Morgenkurier“, als der hohe Chefredakteur der Zeitung durch die Schwirrgänge eintrat.

Er begrüßte seinen Mitarbeiter freundlich — und dann fiel sein Auge auf Eberth's enorme Haarmenge.

„Ah, guten Tag!“ sagte er zu ihm. „Nichtig. Sie waren bei mir mit einigen Gedichten! Leider hab' ich keine davon vermerken können.“